

kommunikation & kultur

Eine Schriftenreihe des Instituts
für Kommunikationsgeschichte und angewandte Kulturwissenschaften
der Freien Universität Berlin

Helen Agnes Stoffel

„Wo einmal Flieder blühte“

Gespräche mit Überlebenden des Holocaust



kommunikation & kultur

Helen Agnes Stoffel

„Wo einmal Flieder blühte“

Gespräche mit Überlebenden des Holocaust

Tectum

kommunikation & kultur.

Eine Schriftenreihe des Instituts für Kommunikationsgeschichte
und angewandte Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin,
hrsg. von Hermann Haarmann und Falko Schmieder, Band 14

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Freien Universität Berlin

Dieses Buch widme ich / I dedicate this book to Chajka Amir,
Itzchak Bourla, Mordechai Ciechanower, Batsheva Dagan,
Fanny Englard, Moshe Haelion, Oda Kissinger, Inge Lunger,
Rahel Mann, Nika Ines Nissim, Yehuda Saporta, Gideon Schuster
und Zwi Steinitz

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft,
Baden-Baden 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektroni-
schen oder photographischen Vervielfältigung sowie der Einspeisung
in elektronische Systeme

Redaktion: Prof. Dr. Hermann Haarmann, Institut für Kommunikations-
geschichte und angewandte Kulturwissenschaften, Freie Universität Berlin,
Garystr. 55, 14195 Berlin, ikk@zedat.fu-berlin.de

Satz: Christoph Rosenthal, Berlin

Titelentwurf: Christoph Rosenthal unter Verwendung eines Photos von
Hermann Haarmann

Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung
bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

ISBN 978-3-8288-4557-2

ePDF 978-3-8288-7610-1

Printed in Germany

Inhalt

Helen Agnes Stoffel

Vorbemerkung 7

Zwi Steinitz

Wo einmal Flieder blühte..... 21

Die Gespräche

Rahel Mann

„Über Juden wusste ich gar nichts, dass ich eine Jüdin bin,
auch nicht.“ 23

Inge Lunger

„Wenn ich in der Waldbühne den Schluss höre, fange ich an
zu weinen. Noch heute.“ 43

Mordechai Ciechanower

„Ich alleine verstehe nicht, wieso ich am Leben geblieben bin.“ 61

Zwi Steinitz

„Immer Mensch geblieben zu sein, das war mir das Wichtigste
und ist mir das Wichtigste bis zum heutigen Tag.“ 77

Gideon Schuster

„Wenn ich hasse, dann habe ich keine Ruhe. Hass, das gibt mir
keine Freude im Leben.“ 99

Yehuda Saporta

“My story is different from other stories of the Holocaust. And
it’s not known, because there are not many people who were
there, and nobody speaks about.” 129

Moshe Haelion	
„But there is a password, you know this? There is a prayer in Hebrew that all the Jews in the world know.”	141
Oda Kissinger	
„Noch mal auswandern ist keine Kleinigkeit, liebes Kind.“	167
Itzchak Bourla	
„I am glad that I had the opportunity to speak to a German person, because for me it’s a taboo, and I had no connection with German people.”	187
Nika Ines Nissim	
„Well, but it’s a different story of a different Shoah.”	201
Chajka Amir	
„Ich spreche nicht gerne über meine Vergangenheit. Ich will sie vergessen.“	219
Batsheva Dagan	
„Wir sind eine vorbeiehende Generation, also noch ein paar Jahre, und es wird niemand sein. Ihr werdet meine Zeugen sein.“	235
Fanny England	
„Du bist mein Botschafter der Verewigung des Gedenkens in Deutschland.“	251

Anhang

Literaturverzeichnis	285
Danksagung	286
Autorin	287
Herausgeber der Schriftenreihe	288

Vorbemerkung

Aus dem Fenster in meinem
Bettchen stehend schaute
Flieders Duft mich berauschte
die Schönheit der Natur
im erwachenden Juni¹

Zwi Steinitz

Jahr um Jahr steht das Kind an seinem Fenster und erfreut sich an den kleinen Frühlingsboten, die ihm der Juni zum Geburtstag schickt. Mit diesen Erinnerungen beginnt das Gedicht „Wo einmal Flieder blühte“ von Zwi Steinitz. Es erzählt von dem unbeschwerten Lebensgefühl aus Kindertagen, die im Jahre 1942 unwiderruflich in „ewige Trauer“ gehüllt werden. An seinem 15. Geburtstag werden die Eltern, Salomea und Hermann, sowie der Bruder Rudolf in das Vernichtungslager Belzec gebracht und dort später ermordet: „Oh liebster schöner Juni, unsere Wunden werden nimmer heilen.“ Die Wunden des Holocaust schmerzen heute noch und halten die Erinnerung an das Unvorstellbare wach, das er vor über 70 Jahren erleben musste.

¹ Dieser Vers und die Zitate im folgenden Absatz stammen aus dem unveröffentlichten Gedicht „Wo einmal Flieder blühte“ von Zwi Steinitz. Die Schreibweise richtet sich nach dem Original.

Zwi Steinitz ist einer der letzten Zeitzeugen², denen ich im Rahmen eines Forschungsprojekts in Berlin und Tel Aviv begegnen durfte. Mit ihm wie mit einigen weiteren, wenigen Überlebenden des Holocaust konnte ich Gespräche führen, die Zeugnis ablegen über die Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus. Für viele bedeutete das Sprechen über das Erlebte eine große emotionale Anstrengung. Was für mich die Chance zu einer authentischen Erzählung war, die in den kommenden Jahren nicht mehr gegeben sein wird, war für die Betroffenen ein schmerzvolles Eintauchen in zum Teil fest verschlossene Erinnerungen. In dem Bewusstsein, dass für die Nachfolgenerationen gerade diese Zeugnishaftigkeit eine wichtige Informationsquelle über die Wirklichkeit des deutschen Faschismus darstellt, stelle ich mir die Frage: „Was geschieht mit den Erinnerungen an den Holocaust, wenn die Überlebenden nicht mehr am Leben sind?“

Das kollektive Gedächtnis

Diese Frage bildete den Ausgangspunkt für meine Forschungen. Um theoretische Begründungen bemüht, wandte ich mich den Theorien von Maurice Halbwachs³ zu, der als einer der Gründungsväter des kollektiven Gedächtnisses gilt. Nach Halbwachs werden persönliche Erinnerungen in der Regel erst wieder präsent, weil sie durch andere Menschen in das Gedächtnis zurückgerufen und gemeinsam rekonstruiert werden.⁴ Was für uns heute trivial klingen mag, eröffnete zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine vollkommen neue Sicht auf das Phänomen des Erinnerns. Erstmals wird Erinnern nicht mehr als individueller Vorgang beschrieben, sondern im Zusammenhang mit Gruppen betrachtet. Allein durch den Rückgriff auf gesellschaftliche Bedingungen, so die Theorie, sei das Individuum in

² Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit auf eine geschlechterspezifische Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für alle Geschlechter.

³ Prof. Dr. Maurice Halbwachs wurde 1944 in das KZ Buchenwald deportiert, wo er 1945 umkam.

⁴ vgl. Halbwachs 1967: 14

der Lage, Erinnerungen zu erzeugen. In anderen Worten: Der soziale Austausch bilde die Voraussetzung für die Entstehung und den Erhalt von Erinnerungen.

Die soziale Dimension des Erinnerns ist auch der Ausgangspunkt für die von Jan und Aleida Assmann entworfene Theorie des kommunikativen Gedächtnisses, welches die Erinnerungen von Lebenden umfasst.⁵ Das entscheidende Merkmal dieses Gedächtnisses sei der zeitlich begrenzte Horizont, der sich über 80 bis maximal 100 Jahre erstrecke.⁶ Demnach reiche er über drei bis höchstens vier Generationen, da nach dieser Zeitspanne die Träger der Erinnerungen stürben und somit auch die mündliche, persönliche Weitergabe an künftige Generationen ende. Mit dem Tod der Träger vergehe es und weiche einem neuen Gedächtnis.⁷ Dabei handelt es sich um einen schleichenden Prozess, weshalb der Übergang nur schwer bestimmt werden kann. Jan und Aleida Assmann machen hinsichtlich des Holocaust bereits 1994 auf den Verlust des kommunikativen Gedächtnisses aufmerksam. In aller Stille werde mithin ein Gedächtniskapitel nach dem anderen geschlossen, und somit verschwinde das kommunikative Gedächtnis unmerklich, aber stetig.⁸

Nach Auffassung von Assmann und Assmann⁹ kann ein kommunikatives Gedächtnis in ein kulturelles Gedächtnis transferiert werden. Durch die Trennung von Medium und Träger verändere sich der Zeithorizont hinsichtlich der Tradierung und sei nicht mehr auf die 80 Jahre des kommunikativen Gedächtnisses beschränkt. Somit könnten spätere Generationen zu „Zeugen“¹⁰ von vergangenen Geschehnissen werden. Der Übergang vom kommunikativen in ein kulturelles Gedächtnis wird durch Medien ermöglicht.¹¹ Romane, Filme, aber auch Archive und Gedenkstätten bilden den Gegenstand des kulturellen Gedächtnisses. Im Zentrum dieser

⁵ vgl. Assmann/Assmann 1994: 119

⁶ vgl. Assmann 1988: 11

⁷ vgl. Assmann/Assmann 1994: 119f.

⁸ vgl. ebd.: 120

⁹ ebd.: 130f.

¹⁰ ebd.: 120

¹¹ vgl. Assmann/Assmann 1994: 120

Theorie stehen die objektivierete Kultur¹² und zeremonialisierte Kommunikation. In Abgrenzung zum kommunikativen Gedächtnis handelt es sich hierbei nicht um Alltagskommunikation, sondern um eine organisierte Form.

Halbwachs¹³ zählt zu den Trägern von Erinnerungen neben Menschen, die Ereignisse selbst erlebt haben, auch Personen, die einen lebendigen Bericht der eigentlichen Akteure und Zuschauer erhalten haben. Nicht nur mündliche Überlieferung, sondern auch die literarische Erzählung kann hier wirkmächtig sein. Jan Philipp Reemtsma¹⁴ bezeichnet sie als „Memoiren Überlebender“, als eine neue Literaturgattung mit großer moralischer Autorität, denn „nur in diesen Texten wird das Ausmaß der Zivilisationskatastrophe, weil im Detail zur Kenntnis genommen, nicht verleugnet“.¹⁵

Inzwischen schmilzt die Chance dahin, derartige Erfahrungen durch persönliche Kommunikation weiterzugeben, die entscheidend für den Erhalt einer lebendigen Erinnerungskultur sind, denn Erinnerungen müssen auch in den Lebenden weiterleben, um sie dort für politische Umbrüche zu sensibilisieren und sie zu bewahren.

Die Erinnerungspolitik

Wie wichtig das kollektive Gedächtnis ist, zeigt sich auf politischer Ebene, da die Errichtung von Erinnerungskultur und die Gedächtnispolitik sowohl bei Umbrüchen als auch bei politischem Neubeginn eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.¹⁶ Die Erinnerung an die Vergangenheit steht in enger Verbindung mit der kollektiven Identität einer Gruppe, einer Gesellschaft oder einer Nation und ist zentral für deren politische Ord-

¹² Unter der objektivierten Kultur sind Texte aber auch Riten oder Denkmäler zu verstehen.

¹³ 1967: 66

¹⁴ 1997

¹⁵ Reemtsma 1997: 36

¹⁶ vgl. Gudehus/Eichenberg/Welzer 2010: 121

nung.¹⁷ Auch für die internationale Staatengemeinschaft ist nach Aleida Assmann¹⁸ das Erinnern an die NS-Verbrechen von großer Wichtigkeit.

Die Aufgabe des Erinnerns wurde in den vergangenen Jahren zunehmend dem Staat überlassen und dadurch vom Individuum abgekoppelt. Es besteht die Gefahr, dass dadurch ein offizielles Gedächtnis entsteht, dem keinerlei individuelle oder soziale Komponenten innewohnen.¹⁹ Ein stabiles politisches Gedächtnis muss in Abhängigkeit mit der Gesellschaft entstehen und kann nicht von oben auferlegt sein – mögen die Absichten auch noch so ehrenwert sein. Wenn die Gedächtnisform an politische Akteure gebunden ist, kann es verloren gehen, sobald diese nicht mehr agieren. Die Stabilität des politischen oder auch offiziellen Gedächtnisses sei davon abhängig, wie sehr es durch die Gesellschaft getragen werde. Durch eine zunehmende Verschiebung in den Bereich der Politik nähme die Geltungsdauer des Gedächtnisses Stück für Stück ab.²⁰ Insbesondere im Zusammenhang mit den nationalsozialistischen Gegen-Erinnerungen, die auch in der aktuell erstarkenden rechten Szene und Parteien Rückhalt finden, kommt der gesellschaftlichen, staatlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Erinnerungskultur eine erhöhte Dringlichkeit zu.

Entkoppelt die Politik die Erinnerungen von den Individuen? Oder übernimmt der Staat diese Aufgabe, weil sich die Individuen von der Erinnerung entkoppelt haben? Auf der Grundlage der hier skizzierten Theorien und Ansätze zeigt sich, dass alle Gedächtnisformen auf Träger und Interaktion angewiesen sind. Wir müssen uns folglich die Frage stellen, ob und wie wir die Verantwortung, Erinnerung wachzuhalten, annehmen. Im Gegensatz zu allen späteren Generationen hat die dritte Generation noch die Möglichkeit, mit Zeitzeugen zu sprechen. Gleichwohl ist nicht sicher, ob diese Chance überhaupt noch wahrgenommen wird. Freilich wurden bereits viele Gespräche mit Überlebenden geführt, mit Blick auf die Ge-

¹⁷ vgl. ebd.

¹⁸ 2004: 91

¹⁹ vgl. Assmann 2004: 89; Assmann 2013: 65

²⁰ vgl. Assmann/Assmann 1994: 125

genwart und unter Berücksichtigung des aktuellen Informationsinteresses werden diese heute sicherlich anders verlaufen.

Die Suche nach Zeitzeugen

Der von Jan und Aleida Assmann beschriebene Prozess ist – fast 30 Jahre später – beinahe abgeschlossen. Meine Suche nach Zeitzeugen erwies sich in Deutschland als äußerst diffizil. Die Gründe hierfür sind offensichtlich: Der Holocaust liegt über 70 Jahre zurück, was bedeutet, dass wir uns heute in einer großen zeitlichen Distanz dazu befinden. Viele der Menschen, die den Holocaust überlebt haben, sind, wenn nicht mittlerweile gestorben, so doch auch nicht in der gesundheitlichen Verfassung, darüber zu sprechen. Kaum einer lebt noch in Deutschland. Zu Beginn habe ich über Organisationen und persönliche Kontakte versucht, Zeitzeugen für meine Arbeit zu gewinnen. Schnell zeigte sich jedoch, dass in den letzten Jahren viele der Überlebenden verstorben waren. Ich besuchte für meine Recherche verschiedene Veranstaltungen und Orte, die im Zusammenhang mit meinem Thema von Interesse sein konnten. Über eine Zeitzeugen-Lesung im Rathaus Schöneberg entstand die erste Möglichkeit für ein Gespräch, das am 20. Juni 2016 stattfand. Da meine weitere Suche vergeblich blieb, beschloss ich, meine Bemühungen in Israel fortzusetzen. Von Deutschland aus konnte ich durch persönliche Kontakte bereits drei Gesprächstermine vereinbaren. Nach meiner Ankunft in Tel Aviv am 13. Juli 2016 hatte ich innerhalb der ersten Tage insgesamt 14 Zusagen für Gesprächstermine. Alle Menschen, die angefragt wurden, haben einem Gespräch und dessen Aufzeichnung sofort zugestimmt. Die große Bereitschaft, mit mir über ihre Lebensgeschichte zu sprechen, überstieg meine Erwartungen und damit leider auch meine zeitlichen Möglichkeiten, weshalb nach diesen Zusagen die weitere Recherche eingestellt wurde. Insgesamt erstreckte sich mein Forschungsaufenthalt auf 14 Tage, dabei habe ich mir selbst die Grenze gesetzt, maximal zwei Interviews pro Tag zu führen. Dadurch sollte gesichert werden, dass für jedes Gespräch ausreichend Zeit vorlag und das Interview erst dann beendet wurde, wenn die Interviewten ihre

Erzählung abgeschlossen hatten. Zudem durfte die Notwendigkeit einer Anreise nicht unterschätzt werden, da nicht alle Gespräche in Tel Aviv stattfinden konnten und das öffentliche israelische Verkehrssystem nicht für Touristen ausgelegt ist. Da ich vor den Interviews nicht wusste, was mich erwarten würde, habe ich mir selbst Pausen für die Verarbeitung der Gespräche eingeräumt.

Die Gespräche

Die Zeitzeugen, die für diese Arbeit interviewt wurden, waren damals noch Kinder oder Jugendliche und stammen aus Deutschland, Griechenland, Polen und der Slowakei. Manche der Interviewten mussten sich verstecken, andere konnten rechtzeitig fliehen, und wieder andere verbrachten mehrere Jahre in unterschiedlichen Konzentrations- und Vernichtungslagern, bevor sie schließlich auf Todesmärschen befreit wurden. Ebenso wie die Überlebensgeschichten unterscheiden sich auch ihre Erzählweisen: Während einige der Gesprächspartner häufig als Zeitzeugen auftreten, ist es für andere das erste Mal, dass sie mit einer Deutschen über ihre Vergangenheit sprechen.

Im Hinblick auf die Gesprächssituation hatten die Wünsche der Zeitzeugen oberste Priorität. Dies betraf sowohl die Wahl des Ortes als auch die Anwesenheit Dritter. Die meisten Gespräche mit den Zeitzeugen fanden bei ihnen zu Hause statt und orientierten sich an der Methodik der „Oral History“. In manchen Treffen baten sie bewusst Familienangehörige oder Bekannte dazu, während andere ein Gespräch zu zweit bevorzugten. Fast alle Überlebenden zogen eigene Bücher, Gedichte, Gegenstände, Dokumente oder Fotos hinzu, um ihre Erinnerung zu stützen und Erzählungen zu unterstreichen. An manchen Stellen hatte ich das Gefühl, dass hinter allgemeinen Formulierungen der Versuch steckte, die Erinnerungen nicht zu lebendig werden zu lassen, um sich selbst und vielleicht auch mich zu schützen.

Im Anschluss an die Gespräche erfolgte in mehreren Durchgängen eine Feintranskription, da weder sprachliche Besonderheiten noch (non-)verba-

le Äußerungen verloren gehen sollten. Teilweise wechselten die Zeitzeugen während des Gesprächs ins Hebräische. Es wurde im Rahmen der Möglichkeiten versucht, diese Teile zu übersetzen. Insgesamt sind durch die lebensgeschichtlichen Interviews mit Überlebenden des Holocaust über 300 Seiten Transkriptionen entstanden. Für die vorliegende Ausgabe wurden die Gespräche gekürzt, wenn es um das Privatleben Dritter oder zu weit entfernte Themen ging. Eines der Interviews wurde auf Wunsch der Zeitzeugin nicht veröffentlicht.

Im Gegensatz zu Reemtsma wird für die entstandenen Texte nicht die Bezeichnung „Memoiren Überlebender“ gewählt, sondern bewusst „Überlebensmemoiren“. Diese Entscheidung fußt auf der Überlegung, dass die Transkriptionen die Überlebensgeschichten von 13 Individuen umfassen. Es sind die Aufzeichnungen von Menschen, die das Überleben des Holocaust gemeinsam haben – jedoch weit mehr als Überlebende sind. Es handelt sich um Menschen, die Freunde, Arbeitskollegen, Kinder, Eltern, Großeltern oder sogar Urgroßeltern sind. Nach dieser Auffassung würde der Begriff „Memoiren Überlebender“ die Menschen allein auf den Umstand, überlebt zu haben, reduzieren und deren Geschichten nivellieren.

Die Zeitzeugen

Inge Lunger und Oda Kissinger können noch vor Ausbruch des Krieges aus Deutschland fliehen. Während die gebürtige Berlinerin Inge Lunger mit ihrer Familie direkt auswandert, erreicht Oda Kissinger Palästina erst nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Luxemburg. Auch Fanny Englard wird in Deutschland geboren und kann im Gegensatz zu ihren polnisch-jüdischen Eltern, die nach Polen abgeschoben werden, zunächst im Land bleiben. Sie plant in einem Vorbereitungslager in Hamburg ihre Ausreise nach Palästina, die jedoch durch die Deportation in den ehemaligen Gutshof Jungfernhof bei Riga verhindert wird. Sie meldet sich zum Arbeitseinsatz und kommt daraufhin in das Ghetto Riga. Weitere Stationen sind die Konzentrationslager Kaiserwald und Stutthoff bei Danzig. Auf einem Marsch wird sie schließlich bei Lauenburg befreit. Rahel Mann überlebt

dank einer Hauswartsfrau, die sich ihrer annimmt und sie zunächst von Familie zu Familie reicht, bevor sie das Kind über Monate im Keller versteckt hält. Nach dem Krieg bleibt Rahel Mann zunächst in Berlin, wo sie nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Israel heute wieder lebt. Auch der gebürtigen Slowakin Chajka Amir gelingt es, sich zu verstecken; zunächst im Hause einer ehemaligen Haushälterin; und als es dort zu gefährlich wird, findet sie Zuflucht bei russischen Partisanen in den Bergen.

Yehuda Saporta, Itzchak Burla, Nika Ines Nissim und Moshe Haelion stammen aus Griechenland. Obwohl bei allen vier Personen die Lebensgeschichte in Thessaloniki beginnt, unterscheidet sich ihr Schicksal erheblich. Yehuda Saporta und Itzchak Burla erhalten über den spanischen Diplomaten Sebastián Romero Radigales die spanische Staatsbürgerschaft. Dieses Dokument schützt sie zwar vor einer Deportation nach Auschwitz, erspart ihnen jedoch nicht den Aufenthalt in Bergen-Belsen. Nach mehreren Monaten und vielen Verhandlungen zwischen Deutschland und Spanien können sie nach Spanien ausreisen und gelangen von dort über Umwege schließlich nach Palästina. Nika Ines Nissim entgeht im letzten Moment mit ihrer Familie über den von Italien besetzten Teil Griechenlands der drohenden Deportation. Von dort fliehen sie mit dem Boot in die Türkei und kommen schließlich nach Palästina. Moshe Haelion erhält die spanische Staatsbürgerschaft nicht, weshalb er nach Auschwitz deportiert wird. Daraufhin folgen die Konzentrationslager Mauthausen und dessen Außenlager Melk und Ebensee, wo er schließlich von US-Truppen befreit wird.

Die vier Zeitzeugen aus Polen, Mordechai Ciechanower, Zwi Steinitz, Gideon Schuster und Batsheva Dagan, werden nach Auschwitz deportiert. Mordechai Ciechanower stammt ursprünglich aus Maków Mazowiecki und wird nach anderthalb Jahren von Auschwitz nach Stutthof, Hailfingen-Tailfingen, Dautmergen und Bergen-Belsen deportiert. Zwi Steinitz, in Posen geboren, lebt nach der Enteignung seiner Familie zunächst im Krakauer Ghetto. Er wird ins Arbeitslager Plaszow gebracht und anschließend nach Auschwitz überstellt. Kurz bevor sowjetische Truppen das Lager im Januar 1945 befreien, wird Zwi Steinitz zu einem Todesmarsch nach

Gleiwitz gezwungen, im KZ Buchenwald inhaftiert und schließlich nach Sachsenhausen verlegt. Erst auf einem weiteren Todesmarsch wird er von amerikanischen Soldaten in Raben Steinfeld bei Schwerin befreit. Auch Gideon Schuster ist für mehrere Monate in Auschwitz inhaftiert. Ihm gelingt die Flucht, als er von einem fahrenden Zug springt und auf der Suche nach Schutz von einer tschechischen Familie aufgenommen wird. Batsheva Dagan wird aus dem Ghetto Radom nach Auschwitz gebracht, erreicht nach einem Todesmarsch Ravensbrück und arbeitet bis zu ihrer Befreiung in dessen Außenlager Malchow.

Des Weiteren erzählen auch anwesende Familienangehörige aus ihrer Lebensgeschichte. Diese Passagen finden ebenfalls Eingang in die Dokumentation. So wurde unter anderem mit der Berlinerin Regina Steinitz und der gebürtigen Schweizerin Lilly Schuster gesprochen.

Vergessen – Erinnern – Überleben

Schon Halbwachs kam zu dem Schluss, dass es kein Gedächtnis gäbe, das nicht sozial bestimmt sei.²¹ Selbst die Erinnerungen des Individuums, mögen sie auch noch so privat und intim sein, würden sich in der Interaktion mit anderen bilden.²² Das bedeutet in einem ersten Schritt, dass Kommunikation für die Herausbildung des individuellen Gedächtnisses von großer Relevanz ist. Hinsichtlich des Holocaust zeigt sich in den Gesprächen, dass das Erinnern vor Herausforderungen steht. Durch den Verlust der Heimat und der Familie sind bereits verschiedene Erinnerungsrahmen weggebrochen. Diese Veränderung der Lebensbedingungen und sozialen Verhältnisse befördere das Vergessen.²³ Darüber hinaus bestand, was sich in den Gesprächen deutlich niederschlägt, auf persönlich-individueller Ebene zunächst der Wunsch zu vergessen, um sich eine neue Heimat und eigene Familie aufzubauen, kurz: um zu überleben nach dem Überleben.

²¹ vgl. Halbwachs 1967

²² vgl. Assmann 1991: 346

²³ vgl. ebd.: 345

Erst mit der Zeit tauchte bei manchen der Überlebenden eine andere Option auf: Erinnern gegen das Vergessen: Erinnern, um vor allem jener Menschen zu gedenken, die nicht überlebt haben. Viele verspüren dies als ihre Pflicht gegenüber den geliebten, ermordeten Menschen und auch gegenüber dem Judentum oder sogar der ganzen Menschheit. Zunehmend rückt dabei ein anderes Phänomen in den Vordergrund: Denn „nur wer seine Vergangenheit unablässig erinnert, ist davor bewahrt, sie wiederholen zu müssen“.²⁴ Diese Entlastung von der eigenen Geschichte kann auf die kollektive Ebene übertragen werden, unter der Maßgabe, dass Erfahrungen immer mit anderen Menschen geteilt werden müssen. Jeder Mensch trägt so auch Erinnerungen anderer mit sich, wobei manchmal sogar die Grenzen zwischen den eigenen und den fremden verwischen.²⁵ Im Falle des Holocaust übersteigen die Erinnerungen allerdings das konkret Vorstellbare. Kein Mensch, der nicht selbst dabei war, wird je erraten können, wie grausam das Leben in ständiger Todesangst in den Konzentrationslagern war. Dennoch oder gerade deswegen gilt es, die Erinnerungen daran nicht verblassen zu lassen und diese weiterzutragen, über die Generationen hinweg. Wenn ein Mensch oder die Gesellschaft nicht mehr fähig sind, die Vergangenheit innerhalb der jeweiligen Gegenwart zu rekonstruieren, dann wird das Vergessen, das außerhalb des gesellschaftlich-sozialen Rahmens liegt, übermächtig.²⁶ Der Verlust einer Generation kann verheerende Folgen haben, besteht doch die Gefahr, sich von der Geschichte zu verabschieden. Das Gebot der Stunde heißt, dafür Sorge zu tragen, dem kollektiven Gedächtnis beständig neue Nahrung durch lebendige Erfahrung zuzuführen. Oralität ist das entscheidende Instrument dafür.

Die Gespräche zeigen, dass die Kommunikation aus verschiedenen Gründen vermehrt in den vergangenen Jahren möglich wurde. Dadurch kommt der dritten Generation eine bislang vernachlässigte Rolle zu. Sie bildet die Schnittstelle zwischen gelebter und vermittelter Erinnerung.

²⁴ ebd.: 346

²⁵ vgl. ebd.

²⁶ vgl. Assmann 1991: 346

Einerseits hat sie noch die Chance, mit Zeitzeugen persönlich zu sprechen, und andererseits steht sie vor der Herausforderung, das Mitgeteilte an zukünftige Generationen zu überliefern, die diese Möglichkeit eines Gesprächs nicht mehr haben werden. Hierfür müssen die Erinnerungen über die mündliche Tradierung hinaus schriftlich fixiert und gesammelt werden, um sie für die kulturelle Kommunikation bereitzustellen, bevor das kommunikative Gedächtnis der Überlebenden mit ihnen erlischt. Es besteht die Gefahr, dass das Bewusstsein für diese Aufgabe abnimmt und dadurch die Rolle der Kommunikation als Agentur gesellschaftlich notwendiger Erinnerungskultur verstreicht, ohne Spuren auch im kollektiven Gedächtnis zu hinterlassen. Wenn die dritte Generation sich nicht mehr persönlich mit den dunklen Seiten der deutschen Vergangenheit auseinandersetzt und diese Aufgabe der Politik beziehungsweise dem Staat überlässt, wird das Gedächtnis zu einem entleerten, inhaltslosen und instabilen Konstrukt.

Erinnerungen zulassen

Was geschieht mit den Erinnerungen an den Holocaust, wenn die Überlebenden nicht mehr am Leben sind? Diese Frage bildete den Ausgangspunkt für die durchgeführten Gespräche. Die vorliegende Arbeit kommt zu dem Schluss, dass sich diese Frage nur individuell beantworten lässt. Es ist eine persönliche Entscheidung, ob man diese Erinnerung zulässt und sich ihrer annimmt. Auch wenn es wichtig ist, auf die Gefahren des Vergessens hinzuweisen, gemeinsame Räume sowie pädagogische Projekte für Erinnerung zu schaffen und zu fördern, kann diese Aufgabe nicht allein staatlichen Stellen, gleichsam einem top-down Verfahren, überlassen werden. Denn eine stabile Erinnerungskultur hängt immer auch und vorrangig von den Individuen und ihrer Bereitschaft sich zu erinnern ab. Es ist wichtig, dass, trotz aller staatlicher Verantwortung und technologischer Entwicklungen, Menschen Erinnerungen bewahren, denn allein die Gedanken sind frei und können auch politische Umbrüche überstehen.

In diesem Sinne ist die Beantwortung dieser Frage auch für mich eine sehr persönliche Angelegenheit geworden, auf die ich abschließend noch kurz eingehen möchte. Ich war mir zu Beginn meiner Arbeit nicht bewusst, dass sich durch die Gespräche auch meine Rolle verändern würde. Durch den „dialogischen Aufruf und Appell an die Verantwortung“²⁷ entsteht eine „Zeugenschaft der Erinnerung“.²⁸ Augenzeugen benötigen Zuhörer, damit ihre traumatischen Erlebnisse wahrgenommen werden.²⁹ Durch die Gespräche mit Zeitzeugen und Opfern des Holocaust entstehen Augen- und Ohrenzeugnisse, die nicht nur für Authentizität stehen und deshalb für die Überlieferung von höchster Bedeutung sind.³⁰ Aleida Assmann³¹ spricht sogar von sekundären Zeugen, die als (unbeteiligte) Dritte „freiwillig die moralische Verpflichtung eingehen, diese historische Wunde im Gedächtnis zu behalten und nicht zu vergessen“. Durch diesen Schritt werden persönliche Erinnerungen von der Vergangenheit in die Gegenwart geholt. Dieser Vorgang ist wichtig, damit kommende Generationen ein empathisches Geschichtsbewusstsein entwickeln können, welches über das kalte Faktenwissen der Geschichte hinausgeht, indem es lebensgeschichtliche Elemente aufnimmt und bereithält.³²

Auch wenn es sich bei meiner Forschungsarbeit in erster Linie um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung handelt, hat sich auch meine Rolle von der Forscherin zur „Zeugin“ gewandelt. Die Erinnerungen sind zwar nicht die meinen, aber ich bin zu einer Zeugin der Erinnerungen dieser Menschen geworden. Mir ist bewusst, dass dieser Prozess hinsichtlich der wissenschaftlichen Distanz durchaus kritisiert werden kann – dennoch möchte ich dieses Ergebnis als das wohl wertvollste meiner Arbeit festgehalten wissen. Denn davon bin ich überzeugt: Es sind Emotionen, die den Kern der Erinnerungskultur bilden und ihn am Leben halten.

²⁷ Baer 2000: 16

²⁸ ebd.: 11

²⁹ vgl. ebd.

³⁰ vgl. Tillmanns 2012: 77

³¹ 2013: 142

³² vgl. Tillmanns 2012: 76

Wenn heute in Berlin der Flieder blüht, denke ich an Zwi Steinitz. Ich sehe ihn vor mir. Ich sehe den Schmerz und die Trauer in seinem Gesicht, als er mir von seinem Überleben erzählt und von all den Menschen, die er verloren hat. Ich sehe die Nummer auf seinem Unterarm, höre zu und kann doch nicht begreifen, was ihm angetan wurde. Er liest mir sein Gedicht *Wo einmal Flieder blühte* vor, und wir müssen beide weinen. „Immer Mensch geblieben zu sein, das war mir das Wichtigste und ist mir das Wichtigste bis zum heutigen Tag“, sagt er. Und das ist er geblieben – bis zum Schluss. Zwi Steinitz ist im Sommer 2019 gestorben. Der Flieder bleibt und erinnert mich jedes Jahr daran, dass das Gedenken kein abgeschlossener Prozess ist. Wir selbst sind es, die Bezugsrahmen und Deutungsmuster für die Vergangenheit immer wieder neu festlegen. Gerade in Zeiten, in denen nicht nur in Deutschland rechte Parteien in Parlamente einziehen, antisemitische Verschwörungstheorien sich mit einem Klick im Internet weltweit verbreiten und Anschläge, wie in Halle und Hanau, zeigen, wie aus Worten Taten werden, erscheint diese Aufgabe wichtiger denn je.

Helen Agnes Stoffel

Zwi Steinitz

Wo einmal Flieder blühte

Aus dem Fenster in meinem
Bettchen stehend schaute
Flieders Duft mich berauschte
die Schönheit der Natur
im erwachenden Juni

Knospen auf kahlen Stängeln sprossen
blitzblanke Fliederkätzchen
Frühlingsboten den schönen
Monat Juni schmückten

Blick des Kindes auf blühenden Flieder fiel
Flieders Duft sein Kinderzimmer füllte
Ein wähernder Genuss
An schöne Kindjahre erinnert

Es war so schön im Juni geboren zu sein
Dem Erwachen der Natur zu folgen
Bezauberndes Grün und reiche Blumenwelt
Meine Seele bereicherten
Glücklich ein Junikind zu sein

Oh liebster Juni was ist aus dir geworden
In tiefe Finsternis geraten, meine Traumwelt
für immer verloren, oh liebster Juni

du bist in ewige Trauer gehüllt
was ist aus dir geworden

Im schönen Juni die Sonne lachte
Den zum Himmel Aufschreienden
Herzereissenden Ruf niemand hörte!
Am blauen Himmel die Sonne lachte
Es war ein schöner Juni im Jahr 1942
Oh liebster schöner Juni,
unsere Wunden werden nimmer heilen.

Zwi Steinitz

„Immer Mensch geblieben zu sein, das war mir das Wichtigste und ist mir das Wichtigste bis zum heutigen Tag.“

Am Nachmittag des 18. Juli 2016 besuche ich Zwi Steinitz in Ramat Aviv (Israel). Der Kontakt zu ihm wurde über Yael Goldman vom Goethe-Institut hergestellt. Das Gespräch führen Zwi Steinitz und ich zunächst alleine im Arbeitszimmer. In den Regalen um uns herum stehen viele Bücher. Gegen Ende des Gesprächs kommt seine Ehefrau Regina Steinitz nach Hause. Wir trinken noch gemeinsam Kaffee, und das Ehepaar lädt mich ein, zum Abendessen zu bleiben.

Helen Stoffel: Ich habe Ihnen noch etwas mitgebracht aus dem KaDeWe in Berlin.

Zwi Steinitz: Danke.

Stoffel: Schokolade. Ich hoffe, Sie mögen Schokolade.

Steinitz: Dankeschön. Das werden wir später naschen.

Stoffel: Sehr gut. Erstmal vielen Dank, dass Sie sich Zeit nehmen. Das ist sehr nett.

Steinitz: Ich will Ihnen etwas sagen. Ich bin schon, sagen wir mal, seit etwa 2004, bin ich sehr oft, zwei bis drei Mal im Jahr in Deutschland gewesen. Und habe erzählt. Ich habe das Pflichtgefühl, im Namen der

Menschen zu sprechen, die diese Zeit nicht überlebt haben. Unter denen ist auch meine Familie. Und ich erzähle. Ich habe ... Ich muss mir ein Kompliment machen, dass ich nicht nur die Sprache kenne, aber auch den Weg, wie mit Menschen zu sprechen. Das heißt ohne Hassgefühle, ohne jegliche Spannung. Ich spreche ruhig. Mein Schicksal ist mein Problem. Und wenn Menschen interessiert sind, darüber zu hören, dann muss ich auch sozusagen die menschliche Sprache benutzen. Und es stand immer im Vordergrund meines Lebens, ein Mensch zu bleiben. Und das verdanke ich meinen Eltern. Ich hatte eine wunderbare Kinderstube. Bis zum zwölften Lebensjahr. Und das, was man in der Kinderstube erlebt, das lebt weiter. Das nimmt man mit sich ins Leben. Und ich habe die Feststellung gemacht, dass mir dieses Beispiel, dieses Vorbild meiner Eltern, mich mein ganzes Leben begleitet hat und mich auch beschützt hat. Also, so sehe ich das im Rückblick auf die damalige Zeit. Immer Mensch geblieben zu sein, das war mir das Wichtigste und ist mir das Wichtigste bis zum heutigen Tag. Und ich habe großen Erfolg gehabt, wenn ich mir das erlauben darf zu sagen, jedes Mal, wenn ich in Deutschland gesprochen habe. Und ich war ja letztens im Juni in Berlin.

Stoffel: In Berlin? Wo waren Sie dort?

Steinitz: Ich war zusammen mit meiner Frau und unserer Tochter. Wir waren sogar beim Bundespräsidenten eingeladen. Wir hatten ein schönes Gespräch, und außerdem trafen wir viele Journalisten, die unsere Geschichte anhörten, und so manche Träne ist geflossen. Also Berlin, die letzte Reise. Ich nehme an, die allerletzte Reise, denn ich bin schon über 90, und in diesem Alter ist eine Flugreise schon kein großes Vergnügen, dass ich nicht mehr überhaupt eine Auslandsreise unternehme. Aber ich habe eine Freundin, Carmen Lange, die ist die Leiterin des Belower Wald Museums. Kennen Sie das?

Stoffel: Nein.

Steinitz: Nein? Das ist ein Museum, das steht auf dem halben Weg zwischen Sachsenhausen und Schwerin. Und ich habe diesen elftägigen Todesmarsch von Sachsenhausen bis vor die Tore von Schwerin, den

habe ich mitgemacht. Und wir haben uns getroffen und befreundet, und wir stehen in laufender Verbindung. Auch hier und auch dort. Nur jetzt werde ich wahrscheinlich nicht mehr nach Deutschland reisen können. Obwohl bislang jeder Besuch als einen Erfolg angesehen werden darf. Und auch der letzte in Berlin. Ich habe so viele nette Menschen getroffen und Journalisten. Und ich habe mein letztes Buch ... Ich habe fünf Bücher geschrieben in deutscher Sprache und ein Buch in hebräischer Sprache. Und das ist das letzte Buch, obwohl, um ehrlich zu sein, ich war nicht mehr, also, ich würde sagen, seelisch nicht mehr in der Lage, meine Geschichte wiederholt niederzuschreiben. Und ich stehe in Verbindung mit meinem Verleger, der Professor Wiehn, ein Soziologe, den wir kennengelernt haben, auch befreundet sind, und er hat beschlossen, dieses Buch jetzt zu veröffentlichen mit Ausschnitten aus meinem ersten Buch, das 450 Seiten hat. Ich zeige es Ihnen. Und insgesamt habe ich durch seinen Verlag fünf Bücher in deutscher Sprache veröffentlicht. Er sagt: „Was geschrieben steht, bleibt.“ Das erinnert mich gerade daran, ich habe doch eine englische Version von meinem ersten Buch. Und das Buch ist jahrelang auf Lager gelegen und niemand hat sich dafür interessiert, und vor kurzer Zeit hat mir mein Verleger geschrieben, dass plötzlich großes Interesse erwacht ist und Menschen kaufen das Buch. Und wo? In Gedenkstätten. Und eine Gedenkstätte ist sehr besucht. Es ist die Gedenkstätte Sachsenhausen. Und ich war in Sachsenhausen auch. Das war meine letzte Station. Und ich freue mich, dass die Menschen Interesse zeigen, weil man wahrscheinlich auch zu der Erkenntnis gekommen ist, dass, sobald keine Überlebenden mehr da sein werden, und die, die noch da sind, nur wenige sprechen können. Viele haben ja niemals gesprochen, und ich habe auch 70 Jahre geschwiegen. Bis ich die seelischen Kräfte hatte und mein erstes Buch in hebräischer Sprache geschrieben habe. Mit der Hand. Unser Sohn hat eine Bildergalerie, und er hat die Galerie für junge Künstler zur Verfügung gestellt, und ich bin dort einige Male in der Woche gesessen und habe diese Zeit genutzt und meine Erinnerung niedergeschrieben. Und so ist das hebräische Buch entstanden, und dann kam der Gedanke:

Warum? Du kannst doch das Buch in die deutsche Sprache übersetzen. Ich habe es übersetzt. Natürlich die deutsche Sprache ist die Sprache, die ich bis zu meinem zwölften Lebensjahr in der Schule gelernt habe. Ich habe den Professor Wiehn, der Soziologe und Historiker ist, durch Zufall kennengelernt. Ich hatte das Manuskript, und kein Verlag in Deutschland wollte das Buch.

Stoffel: Wann war das?

Steinitz: Das war vor ungefähr fast mehr als zehn Jahren.

Wir sprechen über die Schwierigkeiten, einen Verlag zu finden, der die Bücher veröffentlicht. Es hat einige Zeit gedauert, bis Zwi und Regina Steinitz einen Verlag gefunden haben. Er holt eines seiner Bücher und zeigt es mir.

Steinitz: Das ist über meine Aktivitäten in Deutschland. Und dann habe ich versucht, mir mein Überleben zu erklären, und das ist in diesem Buch veröffentlicht. Es sind einige Fotos dort. Ich habe nicht viele Fotos. Man hat uns aus der Wohnung geholt. Mit leeren Händen.

Stoffel: Wann war das?

Steinitz: Das war im November 39. Also ich kann Ihnen dieses Buch, das habe ich doppelt zu Hause, das sind viele interessante Fotos, ich kann Ihnen dieses Buch „Durch Zufall im Holocaust gerettet“ schenken.

Stoffel: Oh, vielen Dank. Vielen, vielen Dank.

Steinitz: Und da sind viele Fotos. Auch von meinen Eltern, und das ist auch interessant. Ich habe in Auschwitz noch einen Entschluss gefasst. Trotzdem ich nicht in einer zionistischen Familie aufgewachsen bin. Ich bin eigentlich in einer deutschen Familie aufgewachsen. Meine Eltern waren vollkommen assimiliert. Die deutsche Kultur stand im Mittelpunkt. Mein Vater war Gymnasiallehrer im deutschen Schiller-Gymnasium in Posen. Ich habe sogar hier etwas Material gefunden. Diese Broschüre hat Direktor Vogt, der ein Freund unserer Familie war, hat er veröffentlicht, und er wusste nicht ... Er und seine Frau waren Freunde meiner Eltern, und er wusste nicht, dass ich überlebt habe, und er hat hier geschrieben in der Broschüre von 1960, dass die

Familie Steinitz in einem Vernichtungslager umgebracht wurde. Das stimmt, aber ich habe diese Hölle überlebt. Und weil ich den Beschluss gefasst habe, nach der Befreiung ... Also, den Beschluss habe ich noch gefasst, als ich in Auschwitz war. Da habe ich mir geschworen, dass, wenn Hitler mich schon zu einem Juden gemacht hat, dass ich in das Land der Zehn Gebote fahre. Und dieses Gelöbnis habe ich erfüllt. Ich wurde am 03. Mai 45 befreit, und ich habe mich sofort gemeldet für eine Auswanderung in das Heilige Land. Und das hat Zeit genommen, bis so eine gewisse Anzahl von Menschen gesammelt wurde für ein Schiff, und ich bin dann am 28. März 1946 hier schon eingetroffen. Zur Zeit des englischen Mandats. Interessant ist, ich war in einem DP-Lager. Wissen Sie, was das bedeutet?

Stoffel: Nein.

Steinitz: Displaced Persons. Das waren die Lager, die in Deutschland gegründet wurden. Nach der Befreiung für die am Leben gebliebenen Menschen. Ich war in einem DP-Lager in Neustadt an der Ostsee. Es gibt einige Neustadt in Deutschland. Es gibt ein Neustadt an der Ostsee. Aber befreit wurde ich vor den Toren der Stadt Schwerin. Und weil Schwerin den Russen übergeben wurde und wir von den Amerikanern befreit wurden ... Und außerdem habe ich wahnsinnige Angst vor den Russen gehabt. Vor der russischen Diktatur. Ich habe damals in den Kriegsjahren keinen Unterschied gemacht zwischen Ukrainern und echten Russen, und viele Ukrainer dienten in der SS und waren sehr grausam. Also, für mich waren sie alle Russen. Ich wollte keinesfalls wieder in die Hände einer Diktatur fallen und bin dann, als Schwerin den Russen übergeben wurde, nach Lübeck gekommen. Und in Lübeck herrschten die Engländer, und im Vergleich zu den Amerikanern, die sehr offenherzig waren und uns mit genügend Lebensmitteln versorgt haben, haben uns die Engländer direkt hungern lassen. Ich spreche von 1945.

Stoffel: Warum?

Steinitz: Die haben überhaupt nicht begriffen, worum es geht. Ihre Absicht war, sämtliche Überlebende zurückzuschicken in ihre Heimat-

länder. Sie hatten gar nicht darüber nachgedacht, dass die wenigen Überlebenden schon keine Heimat mehr hatten. Keine Familie, und trotzdem wollten sie alle zurückschicken. Und ich gehörte natürlich zu denen, die keine Heimat mehr hatten. Die auch keinen Grund hatten, zurückzufahren. Wohin? Ich wusste, dass meine Eltern in Belzec ermordet wurden und mein Bruder. Ich hatte keine Familie, und ich wollte auswandern, so schnell wie möglich. Und ich bin ausgewandert. Und da in diesem DP-Lager in Neustadt haben mir viele Leute gesagt: „Warum beeilst du dich? Das ist doch ein Land, ein Wüstenland. Da ist doch nichts. Du kennst nicht die Sprache. Du hast niemanden dort. Was suchst du dort? Warte!“ Aber ich habe gelernt, wenn man in ständiger Gefahr lebt, dass man sehr scharfsinnige Instinkte besitzt. Lebensinstinkte, die einem helfen, Beschlüsse zu fassen, in größter Not. Und ich bin bei erster, bester Gelegenheit, bin ich ausgewandert. Und diejenigen, die gewartet haben und später gegangen sind, die sind zweieinhalb Jahre noch in Zypern gesessen. Die Engländer haben keine freie Einwanderung genehmigt. Es war damals englisches Mandat. Sie haben nur 1400 Zertifikate im Monat verteilt. Jetzt befanden sich in Deutschland wenigstens 300.000 Überlebende, die keine Familie mehr hatten, und sie wollten auch hierherkommen. Meine Instinkte sagten mir: „Jetzt! Jetzt raus!“ Und ich bin schon am 28. März 1945 hier eingetroffen. Noch zu der Zeit, als die Engländer hier noch herrschten, und ich habe einen Ausweis, einen englischen Ausweis. Der ist, glaube ich, hier [*er sucht in seinem Buch nach einem Bild seines Ausweises*]. Oder in dem oder in dem anderen. Da ist eine Abbildung. In dem Buch sind viele Fotos. Viele Fotos von meiner Familie.

Stoffel: Wie haben Sie die Fotos von Ihrer Familie bekommen?

Steinitz: Das ist auch ... Dadurch, dass ich so schnell Europa verlassen habe, wusste ich nicht, dass man in Deutschland einen Verein ehemaliger Posner Lehrer und Schüler gegründet hat. Jahre später habe ich bei einem Treffen ehemaliger Posner in Tel Aviv einen ehemaligen Schüler meines Vaters kennengelernt. Und er erzählte mir von dem Verein. Leider zu spät. Direktor Vogt, die Freunde meiner Familie, waren leider

nicht mehr am Leben, und die wussten nicht, dass ich überlebt habe. Hier, das ist eine Kopie von dem Ausweis [*er zeigt die Kopie in einem Buch*].

Stoffel: So sah das aus. Wo sind Sie da angekommen? In Yafo?

Steinitz: Nein. Wir sind in Haifa angekommen. Wir waren das zweite Schiff nach dem Kriegsende, und ich war zwei Wochen interniert in Atlit, das ist ein britisches Sammellager gewesen für neue Einwanderer, die illegal eingetroffen sind, und dort war ich zwei Wochen. Nach zwei Wochen wurden wir freigelassen, und das war im März 46. Und alle diejenigen, die im Juni illegal eintauchten, die sind noch zweieinhalb Jahre in Zypern gesessen. Nach alldem, was sie überlebt haben, im deutschen KZ-Lager. Also, die englische ... Das Verhalten der Engländer nach dem zweiten Weltkrieg war brutal und unmenschlich. Und diese Unmenschlichkeit hat dazu geführt, dass die Vereinigten Nationen einen jüdischen Staat gründen ließen, weil die Juden, die überlebt haben, wollten nicht mehr in Europa bleiben. Die suchten eine eigene Heimat. Und die alte Heimat war hier. Und damals hat es nicht so ausgesehen wie heute. Es war mehr Sand als Bäume, als ich eintraf.

Stoffel: Ja? Das kann ich mir gar nicht vorstellen, wie es aussah.

Steinitz: Das können Sie sich nicht vorstellen. Das kann sich auch nicht die Jugend, die hier geboren ist, vorstellen. Aber ich habe das alles miterlebt, dass man Stunden fahren konnte und hier und da ein Bäumchen sehen konnte. Und das Interessante ist, man hat uns erzählt ... weil es auf gewissen Anhöhen Eichelbäume, eine Gruppe von Eichelbäume stand. Was bedeuten diese Eichelbäume? Das waren sozusagen eine gewisse Verbindung, weil sie hoch lagen, haben die Römer damals, sich durch Fackeln, haben sie sich gegenseitig verbunden. Von einem Platz zum anderen. So hat man uns das damals erzählt. Und so bin ich hier angekommen. Ich war nicht alleine. Wir waren vier. In Auschwitz gab es einen Siemens-Betrieb, und die haben dort einen Betrieb gehabt, wo man Geräte erzeugte, von denen man Ersatzteile für Flugzeug erzeugen konnte. Also keine Feinmechanik, sondern das sind Geräte, die aus zwei Teilen bestehen. Ein Grundgerät und ein Gerät, das von einer

elektrischen Maschine von oben nach unten, von oben nach unten und in verschiedenen Formen erzeugt wurde. Je nach den Bedürfnissen der Flugzeugindustrie. Und in so einem Betrieb habe ich zu meinem Glück Arbeit bekommen. In Auschwitz. Deswegen habe ich diesem Buch den Titel gegeben: „Durch Zufall“. Ja? „Durch Zufall vor dem Holocaust gerettet“. Ich werde Ihnen ein Beispiel geben. Jedenfalls bin ich der Meinung, dass jeder, der von uns überlebt hat, sein Leben jemanden zu verdanken hat, der ihm geholfen hat. Ich bin in einigen Lagern gewesen. Ich war auch im Ghetto Krakau und habe dort drei Aktionen überlebt, und die Menschen wurden in das Vernichtungslager Belzec geschickt. Sie kennen das Lager. Ich habe das überlebt [*er macht eine längere Pause*]. Und das ist ein Erlebnis, das mich mein ganzes Leben lang verfolgt. Weil ich das erste Mal in meinem Leben damals, mit 15 Jahren, einen Schritt unternommen habe, aus eigener Initiative. Wir mussten damals im Ghetto ... Ich wandere so von einem Platz zum anderen.

Stoffel: Das ist ok.

Steinitz: Aber das hat alles einen Zusammenhang. Diese erste Aktion wurde folgendermaßen durchgeführt. Wir mussten uns in der jüdischen Gemeinde im Gebäude melden. Das war ein großes in Krakau. Ich bin ja nicht in Krakau geboren. Und dort in einem großen Korridor standen Tische auf beiden Seiten des Korridors. Alphabetisch. Der Tisch mit dem Buchstaben S stand als erster in der linken Seite vor dem Eingang. Mit diesem Buchstaben S gab es in Krakau offenbar sehr, sehr wenige Menschen. Als wir den Korridor betraten und an den Tisch herangingen mit dem Buchstaben S, standen dort vielleicht zwei oder drei Personen und dann mein Vater, mein Bruder, meine Mutti musste nicht. Sie war auf der Kennkarte vom Vati, und ich war der dritte. Und in dem Moment wechselten sich die zwei SS-Leute, die das Urteil fällten. Und der Mann, der sich an den Tisch setzte, hatte einen erschreckenden, mörderischen Ausdruck, und ich hatte Sekunden, wenige Sekunden Zeit zu beobachten. Es gab zwei Möglichkeiten. Wer eine Aufenthaltsgenehmigung bekam, erhielt einen Stempel, und wer nicht,

dem wurde ein Kreuz auf Kennkarte gemacht. Und ich sehe der Mann mit seinem brutalen, mörderischen Ausdruck. Automatisch macht er ein Kreuz. Und ich beschreibe das so, da lauschte mir eine Stimme ins Ohr: „Fliehe aus der Reihe!“ Unwissend, was mich in einer anderen Reihe unter einem anderen Buchstaben erwartete. Und ich habe mich schnell in eine andere Reihe gestellt, die lang war mit dem Buchstaben L. Im ersten Augenblick dachte ich, dass vielleicht der SS-Mann dort nicht so brutal ist wie derjenige mit dem Buchstaben S. Aber das lag nicht daran. Das lag daran, dass es einfach mehr Menschen gab, die den Nachnamen mit dem Buchstaben L haben. Und ich kam an den Tisch bibbernd und zitternd heran. Ich wusste überhaupt nicht, ob der SS-Mann mir überhaupt Aufmerksamkeit schenken wird. Ich gehörte nicht in diese Reihe. Und ich hatte damals als Lehrling in einer kleinen Schlosserwerkstatt gearbeitet, die für die deutsche Post Aufträge bekommen hat. Ich hatte so ein Papier, und ich komme an den Tisch heran und lege das Papier auf den Tisch, und ich sage ihm: „Ich arbeite in der Schlosserwerkstatt Imbermann. Sie arbeitet für die deutsche Post.“ Da sagt er mir: „Rede nicht so viel.“ Und erteilte mir den Stempel. Ich war der einzige der Familie, der die Erlaubnis bekommen hat, im Ghetto zu bleiben. Und ich habe mich gefragt, was hat den Mann, den SS-Mann, dazu bewegt, mir die Aufenthaltserlaubnis zu erteilen? Kann nur ein Grund gewesen sein, dass ich ihn in fließender deutscher Sprache angesprochen habe. Im Gegensatz zu den anderen, die offenbar ein gebrochenes Deutsch oder eine Mischung zwischen Deutsch und Jiddisch ... Jedenfalls habe ich noch zwei solche Selektionen in Krakau überlebt. Und dann Plaszow, Auschwitz, Sachsenhausen, Haselhorst, das war ein Siemens-Lager, zwei Todesmärsche. Einer von Auschwitz nach Gleiwitz, und da habe ich eine schreckliche Erfahrung gemacht. Die Räumung von Auschwitz fand im Januar 45 statt. Im tiefen Winter und ich trug Holzschuhe. Und Holzschuhe haben die Eigenschaft, wenn sie durch Schnee waten, dann klebt sich der Schnee an die Schuhe an und wird zu einem Eisklumpen, bleischwer. Ich bin das erste Mal seelisch und physisch zusammengebrochen und konnte

nicht weitergehen. Man hat uns gesagt und gewarnt, wer sich in den Schnee setzt, kann entweder erfrieren vor Müdigkeit oder erschossen werden, und trotz dieser Gefahr konnte ich nicht weiter. Nach kurzer Zeit ... Zu meinem Glück hatte ich, wir hatten alle, eine Decke mitgenommen, und ich war mit der Decke zugedeckt, und ich habe mich niedergesetzt. Und dann kamen zwei Jugendliche, die mit mir bei Siemens gearbeitet haben, und sie hatten keine Holzschuhe. Sie hatten Lederschuhe. Wie und woher, das wusste ich nicht. Und sie haben mich aufgehoben und unter den Arm genommen und sind ein Stück Weg gegangen, bis wir auf eine befahrene Straße gekommen sind. Und dort konnte ich, zwar hatte ich nach einer Sehnenverzerrung Schmerzen, konnte ich alleine weitergehen und bis in ein Sammellager in Gleiwitz ankommen. Nun die Baracken Gleiwitz waren alle schon besetzt. Und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in die Decke einzuhüllen und mich vor der Barackenwand niederzulegen. Und ich bin eingeschlafen und aufgewacht ohne Frostbeulen. Ja, das war Gleiwitz. Von Gleiwitz sind wir dann nach Buchenwald. Das war die Hölle der Hölle selbst. Es ist schwer zu beschreiben, welche Qualen man dort überleben musste, bis man in die Baracke hereinkonnte. Erstens sind wir auf offenen Waggons von Gleiwitz nach Buchenwald gefahren. In den Bergen ist es kälter als im Flachland. Und wir sitzen stundenlang vor dem Waschraum und bibbern und frieren. Wir kommen herein, die Fensterscheiben zerbrochen, das Wasser kalt. Die Sachen, die man uns gibt, sind zerrissen und dünn, und halb nackt wird man herausgetrieben. Man hat kein Handtuch zum Abtrocknen oder irgendeinen Lappen, und man steht draußen und wartet und wartet und friert und man schreit zum Himmel vor Kälte. Dann trieb man uns in eine Baracke. Da war die Tür schmal. Hunderte wollten herein auf einmal. Sie können sich vorstellen, was sich für eine Schlacht dort abgespielt hat. Und als wir in die Baracke hereinkamen, war die schon voll besetzt. Und wenn Sie jemals ein Foto gesehen haben, wo menschliche Skelette aus den Pritschen herausgeschaut haben, so war diese Baracke, und zwischen diese Leute mussten wir uns legen. Die Leute waren halb tot.

Und man wurde gezählt. Zweimal am Tag, und das musste stimmen. Tot oder lebendig. In eisiger Kälte. Stunden, und das zweimal. Und die Leute sind wie Fliegen gestorben. Teilweise auf den Pritschen, teilweise beim Appell, der in der Dunkelheit stattfand, und man hat die Menschen nicht gesehen, die umgefallen sind, und es musste stimmen. Genau. Bis zum heutigen Tag verstehe ich nicht, wie ich nicht an TB erkrankt bin. Zu unserem Glück hat man uns eines Tages aufgerufen: „Siemens-Kommando, antreten!“ Die Siemens-Verwaltung von Auschwitz hat uns gefunden. Wie, weiß ich bis zum heutigen Tag nicht. Aber sie kamen nach Buchenwald und haben 88, die Liste ist vorhanden, ausgesucht und nach Haselhorst in Berlin gebracht. Nun, das war auch eine Geschichte. Im Siemens-Betrieb haben wir, einige Jugendliche, mit ausgezeichneten Feinmechanikern zusammengearbeitet. Jeder Jugendliche mit einem, und meiner, das waren alles jüdische Häftlinge, und mein Fachmann ist für einige Wochen erkrankt. Und der Leiter des Betriebes ist an meinen Tisch herangekommen, sein Name war Hanke, und hat mir Anweisungen gegeben, wie alleine weiterzuarbeiten. Ich war ja kein Schlosser und kein Feinmechaniker. Ich war noch ein Lehrling, aber das war sehr wichtig, denn als sie nach Buchenwald kamen und ehemalige Siemens-Mitarbeiter nach Haselhorst aussuchten, habe ich den Herrn Hanke daran erinnert, dass er an meinen Arbeitstisch herangekommen ist. Er hat mich nicht wiedererkannt. So habe ich ausgesehen. Aber was wichtig war, es waren noch zwei Jugendliche, die mit ausgezeichneten Fachleuten gearbeitet haben. Einer ist noch am Leben und wohnt im Kibbuz und ist ein hoher Offizier geworden. Und als ich an den Tisch herankam, waren beide Freunde, der eine hieß Simcha und der andere Selig, habe ich den Herrn Hanke daran erinnert, mit wem die beiden Jungs gearbeitet haben, und daraufhin wurden die beiden mitgenommen nach Haselhorst unter den 88. Also konnte ich mich revanchieren dafür, dass die beiden Freunde mich aus dem Schnee gehoben haben. Und wir sind bis zum heutigen Tag in Verbindung. Und mein Freund Simcha ist ein hoher Offizier geworden und wurde sogar ausgezeichnet für seinen Mut im Jom-Kip-

pur-Krieg im Golan. Jetzt im September fährt er nach Sachsenhausen und wird dort seine Lebensgeschichte erzählen, denn dort habe ich gute Verbindungen. Er ist sein ganzes Leben nach Auschwitz gefahren. Niemals in ein anderes Lager. Ich habe auch beschlossen, eigentlich nie wieder ein KZ-Lager zu betreten und auch nicht nach Posen zurückzufahren, aber man darf, man darf so etwas nicht tun, weil man nicht das Wort halten kann, und es ist so ausgekommen, dass ich Mitglied wurde eines Verbandes ehemaliger Sachsenhausener Häftlinge, und dadurch, dass ich so gut die deutsche Sprache beherrsche, war ich Mitglied des Komitees. Und im Rahmen dieser Aufgabe habe ich eines Tages eine Delegation aus Sachsenhausen, eine deutsche Delegation, darunter den Leiter der Brandenburgischen Gedenkstätte Professor Morsch, der heute noch diese Leseaufgabe erfüllt und noch andere Kollegen von der Gedenkstätte Sachsenhausen, Herr Doktor Severin und Frau Doktor Leib, die habe ich hier kennengelernt. Und ich habe eines Tages eine Einladung bekommen nach Sachsenhausen. Angesichts des 63. Befreiungstages. Und ich bin gefahren, und ich habe dort gesprochen.

Stoffel: Wie war das für Sie, wieder dort hinzukommen?

Steinitz: Ich habe teilgenommen an einer Urnenbegrabung. Die Urne hat man gefunden, und Professor Morsch ist auf mich zugekommen und hat gesagt: „Sie müssen dabei sein.“ Ich wollte gar nicht, aber ich konnte nicht absagen. Aber daraufhin habe ich gebeten, einige Worte zu sagen, und habe an meine Familie erinnert und an die Millionen, die umgebracht wurden. Es sind Fotos da davon in dem Buch oder in dem anderen.

Stoffel: Was war das für eine Urne?

Steinitz: Es waren drei Urnen. Es war eine Urne, da war der Name angegeben von dem Opfer. Eine Urne, die war ohne Namen, und an die dritte Urne kann ich mich nicht genau erinnern. Aber es nahmen teil ein katholischer, ein evangelischer Geistlicher und ein jüdischer, nicht ein Rabbiner, er war ein Kantor. Und da hat man die drei Urnen in Sachsenhausen begraben, und das ist aufgenommen. Also man kann nicht unbedingt konsequent bleiben, weil die Umstände erlauben das nicht.

Und man kann sich nicht weigern, wenn man gebeten wird, jüdische Opfer zu bestatten und fast gar keine jüdischen Häftlinge dabei waren, denn man hat vor der Räumung von Sachsenhausen schon die meisten jüdischen Häftlinge von Sachsenhausen nach Buchenwald überführt. Und in Sachsenhausen gab es zwei Kommandos. Ein Kommando, das sich mit Geldfälschung beschäftigte für die Nazis und Uhrmacher, die hat man geräumt vor der Räumung von Sachsenhausen, die haben alle überlebt. Die haben alle überlebt. Die haben nicht den heftigen Todesmarsch mitgemacht, den ich mitgemacht habe. Im Rückblick kann man kaum glauben ... [*er macht eine längere Pause*]. Und man fragt sich, wie war das alles möglich? Wie ist die Bestie im Menschen entstanden? Wie ist das Hitler gelungen? Aus normalen Menschen Mörder zu machen? Mein Vater hat bis zum letzten Atemzug nicht geglaubt, nicht geglaubt. Aber als er schon mit einem Fuß auf dem Weg nach Belzec war, im Krakauer Ghetto, ist er auf zwei SS-Offiziere, die dort am Eingang standen und mit großer Verachtung auf die armen Menschen geschaut haben, und hat ihnen mit erhobener, zorniger Stimme hinzugerufen: „Ihr Mörder! Ihr Verbrecher!“ Zwei Mal. Vermutlich hat auch mein Vater im Sammellager nicht geschwiegen, und das nehme ich an, weil meine Mutti plötzlich auf das Zimmer zurückgekommen ist, bitterlich weinend, und sie hat kein Wort gesprochen. Bitterlich. Sie war ein Wrack. Sie war kein Mensch mehr und hat nicht gesprochen. Und ich habe sie dann zurückbegleitet in das Sammellager. Und der Transport ist nach Belzec gefahren [*er macht eine längere Pause*]. Meine arme Mutter, und sie war so ein guter Mensch. So ein beliebter Mensch. Und mein Vater ein so angesehener Lehrer am Schiller-Gymnasium in Posen. So beliebt bei seinen Schülern. Das Schiller-Gymnasium war sein Lebenswerk gewesen, und er musste es 36 verlassen, weil die Gehälter des Lehrpersonals kamen aus Deutschland. Auch noch vor den Nazis, und da musste mein Vater sein Lebenswerk verlassen. Und er hat, auch Mutti nicht, niemals vor uns ein Wort gesprochen von ihrem Leid im Krakauer Ghetto. Bis zu ihrem letzten Atemzug haben sie geschwiegen und nicht ihr Leid mit ihren Kindern geteilt. Das ist

furchtbar. Es gibt kein Wort. Wie Menschen leben können, atmen können und wissen können, dass sie ihre Kinder nicht retten können. Was für ein schreckliches Gefühl der Ohnmacht das ist und was für eine Enttäuschung für einen Menschen, der in seiner Seele ein Deutscher war. Ein Kriegsfreiwilliger. Das Judentum spielte überhaupt keine Rolle. Nicht vorher und auch nicht in unserem Heim. Der Freundeskreis meiner Eltern waren seine Arbeitskollegen, aber 36, als er ausscheiden musste, waren auch die Freundschaften abgeschlossen. Ich war ein Jahr in der Schule, da war mein Vati noch an der Schule Lehrer. Und seine Schüler ... Ich war immer in ihrem Kreis umworben, und sie schwärmten vom Vater und seiner Menschlichkeit und seinem Wissen [*er macht eine längere Pause*]. Ja, ein Traum, der zerstört wurde [*seine Augen füllen sich mit Tränen*]. Und dann, was ich alles noch miterleben musste. So viele Lager. So viele Todesurteile. So viele „Schma Jisrael“ [*jüdisches Glaubensbekenntnis*] von Menschen, die eine Minute später schon begraben ... Das musste ich anhören. Wie man einen Jungen aufgehängt hat, weil er ein russisches Lied gepfiffen hat und die ukrainischen SS-Leute ihn der SS übergeben haben, und er wurde dafür gehängt. Und der Strick ist zwei Mal gerissen, das hat ihm sein Leben nicht gerettet. Das alles musste man sehen, und damit muss man leben mit diesen Erinnerungen [*Tränen laufen über sein Gesicht*]. Man kann ihnen nicht entkommen [*ich kann meine Tränen nicht mehr zurückhalten und muss auch weinen*]. Und solange ich Kraft hatte, habe ich erzählt, und jetzt bin ich über 90 geworden. Ich kann schreiben, und das tue ich. Ich schreibe. Ich schreibe auch Gedichte. Jetzt. Ich muss meine Gedanken mit etwas Positivem beschäftigen und nicht nur an die damaligen Zeiten denken. Das darf man nicht, aber ich bin mit ungefähr 60 plus, bin ich seelisch zusammengebrochen. Ich war plötzlich nicht hier, nur dort. Und meine Frau und unser Sohn haben mich zu AMCHA [*Verein, der sich u.a. für die psychosoziale Hilfe für Überlebende des Holocaust einsetzt*] gebracht. Wissen Sie, was AMCHA ist? [*ich nicke*] Und ich habe dort eine sehr gute Psychologin getroffen, die Leiterin. Und es war ihre Aufgabe, sozusagen mich einem Psychologen oder Psychologin zu über-

geben. Und irgendwie auf den ersten Blick ... Sie wollte mich nicht aufgeben, und ich bin bei ihr geblieben. Mein ganzes Leben lang, und ich gehe heute noch zu ihr. Sie hat mir viel geholfen, und dank ihr habe ich angefangen zu schreiben. Es hat Zeit genommen. Nicht sofort. Einige gute Jahre, und dann habe ich angefangen zu schreiben. Als ich in der Galerie unseres Sohnes gesessen bin, und als ich dann einen Computer hatte, habe ich das in den Computer eingespeichert. Und jetzt schreibe ich alles in den Computer. Alles ist dort drin. Ein Wunder der Technologie. So geht nichts verloren, und wenn ich heute ein Gedicht schreibe, dann schicke ich es auch an unsere Tochter, und sie hebt das auf. Und sie versucht, das hat sie mir geschrieben, weil ich erst neulich angefangen habe, Gedichte zu schreiben, dass sie sie übersetzen will. In die hebräische Sprache.

Stoffel: Sie schreiben die Gedichte alle auf Deutsch?

Steinitz: Ja. Ich schreibe nur Gedichte in deutscher Sprache. Nicht in Hebräisch. Ich kann Ihnen etwas vorlesen [*er sucht nach den Gedichten auf dem Computer*].

Stoffel: Sehr gerne.

Steinitz: Hier ist es: „Wo einmal Flieder blühte // Aus dem Fenster in meinem Bettchen stehend schaute Flieders Duft mich berauschte die Schönheit der Natur im erwachenden Juni // Knospen auf kahlen Stengeln sprossen blitzblanke Fliederkaetzchen Frühlingsboten den schönen Monat Juni schmückten. // Blick des Kindes auf blühenden Flieder fiel Flieders Duft sein Kinderzimmer füllte ein wählender Genuss an schöne Kindjahre erinnert // Es war so schön im Juni geboren zu sein dem Erwachen der Natur zu folgen. Bezauberndes Grün und reiche Blumenwelt meine Seele bereicherten glücklich ein Junikind zu sein // Oh liebster Juni was ist aus dir geworden in tiefe Finsternis geraten, meine Traumwelt für immer verloren, oh liebster Juni du bist in ewige Trauer gehüllt was ist aus dir geworden.“

Stoffel: Sehr schön [*ich muss weinen*].

Steinitz: Das habe ich dieser Tage geschrieben.

Stoffel: Sehr schön. Wirklich, sehr schön.

Steinitz: Jetzt habe ich Sie genug gequält.

Stoffel: Nein, das haben Sie überhaupt nicht ... Es ist einfach nur ... [*meine Stimme bleibt weg, und ich kann nicht weitersprechen*].

Steinitz: So ist es. Ich freue mich, dass ich in der Lage bin, etwas Positives auf das Papier zu bringen und es zu überlassen. Trotzdem ich so viele Bücher geschrieben habe, aber das ist was Neues. Und es gibt mir auch ... Das bereitet mir Freude und Zufriedenheit, dass meine Sinne noch so wach sind und ich in der Lage bin, einige schöne Worte zu schreiben. Ich bin kein großer Poet, aber etwas bleibt.

Stoffel: Es ist sehr schön. Wirklich. Sehr schön.

Steinitz: Ja. So ist es. Vielleicht kann ich Ihnen ein kleines Kuchlein anbieten? Wir haben keine Kuchen, aber ich bringe Ihnen wenigstens ein bisschen süß [*Zwi Steinitz reicht mir eine Serviette, um meine Tränen zu trocknen, und holt Kekse*]. Es gibt einen Film, der nennt sich „Eine blonde Provinz“. Und das ist ein Ausdruck von Himmler über den Warthegau. Bitteschön [*er reicht mir die Keksdose*]. Und den kann man finden in Google. Da hört man seine verrückte Stimme von einem Vortrag, den er in Posen hielt, und ich habe an dem Film teilgenommen. „Eine blonde Provinz“. Und interessant, wie das so im Leben ist. Ich war in Sachsenhausen. Das erste Mal. Und der Höhepunkt war ein Zeitzeugengespräch im Berliner Abgeordnetenhaus. Es waren sechs oder sieben Personen. Ich war der Einzige aus Israel, und jeder sollte in aller Kürze von den wichtigsten Stationen seines Überlebens erzählen. Und es waren dort zwei sehr alte, nette Menschen. Ein Russe, ein Russe, kein Ukrainer, aus Moskau und ein Pole. Und die konnten nicht aufhören zu erzählen. Und der Moderator war der ehemalige Berliner Bürgermeister Schulz, nein Schütz, nicht Schulz und Avi Primor, der war der erste, nicht der erste, aber einer der wichtigen israelischen Botschafter in Deutschland. Und die beiden Herren wollten nicht aufhören zu sprechen. Trotz aller Bemühungen der Herren haben sie weitergesprochen und erzählt. Aber die waren so nette Menschen, so nette Menschen. Einer von den Russen erzählte eine Geschichte, die ist außergewöhnlich. Wir wussten nicht, ob er Jude war oder Christ

war, aber seine Geschichte war, dass er bei einer Selektion aufgefordert wurde, in Sachsenhausen, die Hose herunterzunehmen, und er war nicht beschnitten, und das hat er erzählt, unter anderem. Ja, aber ich bin niemals zu lang vor einem Publikum gestanden. Ich habe immer gewusst, wo meine Grenzen sind, damit das Publikum nicht ermüdet und nicht am Interesse verliert und die Geschichte interessant bleibt. Und ich habe das gewollt, und jetzt kann ich nicht mehr, aber ich darf mich nicht bestrafen. Ich habe sehr viel in meinem Leben erreicht. Ich bin auf der Schulbank bis zu meinem 12. Lebensjahr gesessen und dann nicht mehr gelernt. Aber ich bin im Laufe der Jahre der Experte für Blumenqualität geworden.

Stoffel: Für was?

Steinitz: Für Blumenqualität, die wir in holländische Versteigerungen geschickt haben. Und dann auch in drei Deutsche. Es gab drei deutsche Versteigerungen. Eine in Neuss, eine in Wesel und eine, der Name war mir auf der Zunge, und die Zunge hat ihn verloren. Ich habe in allen dreien ... [*das Telefon klingelt*]. Ein Moment, das ist meine Frau. Hallo Madame [*er schaltet auf Lautsprecher*]. Ja, wir haben hier ein sehr, sehr nettes Gespräch. Die Dame, Helen, ist sehr nett und sehr freundlich.

Zwi Steinitz telefoniert kurz mit seiner Frau, die auf dem Heimweg ist. Sie ist in Berlin geboren und in der Auguststraße aufgewachsen. Wir sprechen über Regina Steinitz und ihre Zwillingsschwester Ruth. Er zeigt mir ein Buch, das von den beiden Schwestern erzählt. Zwi Steinitz fragt, ob ich noch auf einen Kaffee bleiben möchte. Wir schauen Fotos vom Besuch beim Bundespräsidenten an, und er schreibt mir eine Widmung in eines der Bücher. Wir blättern gemeinsam durch das Buch und schauen uns die Fotos an. Dabei erzählt er, dass er, als Sachsenhausen geräumt wurde, nicht in die Lebensmittellager stürmte, sondern in die Kleiderkammer, um dort Lederschuhe zu suchen. Er fand welche, die ihn bis nach Schwerin trugen. Wir unterhalten uns außerdem über mein Studium und das Thema meiner Abschlussarbeit.

Steinitz: Und warum haben Sie gerade dieses Thema ausgesucht? Es geht darum? Das war das Thema, das man angefragt hat? Oder das ist Ihre Wahl gewesen?

Stoffel: Das war meine Wahl, weil mir war das wichtig, weil mir klargeworden ist, dass meine Generation noch die Möglichkeit hat, mit Menschen, mit Zeitzeugen zu sprechen, und meine Kinder zum Beispiel nicht mehr, und ich finde das einfach extrem wichtig, dass das auch weitergegeben wird.

Steinitz: Da haben Sie rechtzeitig die Zeitfrage erkannt, denn wer weiß, ob im nächsten Jahr, ob wir überhaupt noch ein Wort sagen können. Wir wissen nicht, wie lange wir leben. Und wir wissen nicht, wie lange das Gehirn und das Gedächtnis weiterarbeitet. Ich kann mich über mein Gedächtnis nicht beklagen. Gott sei Dank.

Regina Steinitz kommt nach Hause. Wir stellen uns einander vor und kommen schnell ins Gespräch. Wir reden über Berlin und dass sie dort Schreckliches erlebt hat. Regina Steinitz geht nicht genauer darauf ein: „Sie haben heute schon genug bekommen“. Sie erzählt ihre Geschichte in dem Buch „Zerstörte Kindheit und Jugend: Mein Leben und Überleben in Berlin“. Sie möchte mehr über meine Masterarbeit erfahren, und ich erzähle ihr davon.

Frau Steinitz: Wir sind die letzten der Mohikaner. Wir waren Kinder. Können Sie sich ja vorstellen. Der Zwi war 13 Jahre alt, als es anfang, und ich war drei Jahre alt, als es in Berlin anfang. Also, als Hitler an die Regierung kam. In Berlin ging es gleich los.

Stoffel: Das ist einfach für mich unvorstellbar.

Frau Steinitz: Das ist für niemanden vorstellbar. Mich hat mal ein Schüler mit 17 Jahren gefragt: „Frau Steinitz sagen Sie mal, wie konnte so etwas passieren?“ Da habe ich ihm gesagt: „Ich habe das damals nicht verstanden, und ich verstehe es auch heute nicht.“ Wer kann so einen Wahnsinn verstehen? Das ist überhaupt unglaublich.

Wir sprechen kurz über ihren Bruder, der ebenfalls in Auschwitz war und überlebte. Zum zehnten Todestag ist die Familie auf den Friedhof gegangen. Wir schauen uns die Fotos der Trauerfeier an und sprechen über die einzelnen Familienmitglieder.

Steinitz: Aber was ich vergessen habe, Ihnen zu erzählen, ist, wie die Befreiung stattfand. Meine Befreiung war interessant. Wir sind doch marschiert von Sachsenhausen nach Schwerin. Und am 03. Mai 1945 sind wir dann am frühen Morgen, nachdem wir in einem Wald übernachtet haben, sind wir auf die Straße gegangen. Das war in der Nähe von einem Ort, der nennt sich Raben Steinfeld, ist heute eine schöne Villen-Gegend in der Nähe von Schwerin. Und wir kommen auf die Straße, und da ist ein kleiner Bach. Über den Bach führte eine kleine Steinbrücke. Und als ich mich, nicht nur ich, aber nicht viele, sie war schmal, kam aus der Richtung von Schwerin ein deutscher Panzer und fragte den SS-Mann, der uns begleitete: „Wohin geht Ihr?“ Da zeigte er in die Richtung von Schwerin. „Da“, sagte der Soldat im Panzerturm. „Aber dort sind schon die Amerikaner.“ Da sagt der SS-Mann: „Aber hinter uns sind schon die Russen.“ Und so begann eigentlich die baldige Auflösung. Wir sind dann über die Brücke gegangen. An der linken Seite und an der rechten waren Wiesen, und dort haben Kühe geweidet. Nicht weit von dort entfernt war ein Wald. Wir wurden beauftragt, auf die linke Seite zu gehen und uns dort niederzusetzen. Und plötzlich haben sich kleine Gruppen von Häftlingen gebildet, und die sind versuchsweise in den Wald verschwunden, um zu prüfen, ob die SS reagiert. Und die SS hat nicht reagiert. Die sind wieder zurück und nochmals in den Wald, und die SS hat nicht mehr reagiert. Und das war der Moment, in dem die SS-Leute verstanden haben, wenn sie in der SS-Kleidung bleiben, dass sie sich selbst in Gefahr versetzen, und die sind verschwunden. Und so begann die Auflösung. Und es sind Gruppen weiter in den Wald gegangen, und Gruppen sind in Richtung Schwerin gegangen. Ich wollte nicht in den Wald. Ich habe kein Vertrauen gehabt. Ich hatte Angst, dass man ... Im Wald kann man

uns niederschießen, und kein Mensch wird das sehen. Und ich bin in Richtung von Schwerin gegangen. Wir haben noch einen kleinen Wald durchquert, und als wir den Wald durchquerten, stand dann an der linken Seite ein Wehrmachtswagen umzingelt von amerikanischen Soldaten. Und deutsche Soldaten sprangen herunter und lieferten ihre Waffen den amerikanischen Soldaten aus. Und so bin ich, wie man sagt, auf einem Spaziergang in die Freiheit gegangen. Und die ersten Gedanken waren: Na ja, und was macht man mit der Freiheit? Ich war ein erfahrener Häftling, aber ich hatte keine blasse Ahnung. Ich hatte keinen Beruf. Ich hatte kein Geld. Ich hatte keine Familie. Ich war in der Fremde. Das waren in so Momente die ersten Gedanken. Ich bin ein erfahrener Häftling, aber ich habe keine Erfahrung als freier Mensch. Und, na ja, die Erfahrung kommt ja mit der Zeit, aber man hat dort auch Kleidung verteilt. Aber ich habe unvorsichtigerweise unterwegs ein bisschen genascht. Wir haben dort Lebensmittel gefunden und Konserven, davon habe ich genascht, und ich bin schwer krank geworden. Eine Magenvergiftung.

Frau Steinitz: Das ist übrigens vielen passiert, und die sind noch im letzten Moment umgekommen dadurch, weil der Magen war nicht gewöhnt. Und er war dann so krank.

Steinitz: Und ein Freund von uns, der mit uns zusammen in Siemens gearbeitet hat, und er war zehn Jahre älter, namens Jochelan, und er hat mich gepflegt. Wir waren dann in einem amerikanischen Militärlager, aber man hätte mich, im Prinzip hätte man mich ins Krankenhaus einliefern müssen, aber dazu ist es nicht gekommen, und ich bin dort einen Monat gelegen auf dem Stroh in der Baracke. Und der Jochelan hat mich gepflegt. Er hat von den Amerikanern Tee bekommen, und er hat mich gesund gepflegt. Aber ich war in so einem Zustand, dass ich nicht auf meinen Füßen stehen konnte. Und das schon nach der Befreiung. Da war ich in richtiger Lebensgefahr aus Unerfahrung.

Wir sprechen darüber, wie das Leben der beiden verlaufen wäre, wenn die Nationalsozialisten nicht an die Macht gekommen wären. Außerdem erzählt

Zwi Steinitz von seinem Beruf, als er Ende der 70er Jahre bei Versteigerungen von Blumen in Amsterdam gearbeitet hat. Regina Steinitz führt mich in die anderen Zimmer und zeigt mir weitere Fotos. Unter anderem ein Bild aus dem Waisenhaus. Fast alle Kinder auf diesem Bild wurden umgebracht. Frau Steinitz schenkt mir ebenfalls ihr Buch und schreibt eine Widmung hinein. Herr und Frau Steinitz laden mich noch zum Abendessen ein. Es wird nicht mein letzter Besuch bei den Steinitz' bleiben. Wir halten über E-Mail und Telefon Kontakt. Zwi Steinitz schickt mir all seine Gedichte. Im Sommer 2019 bekomme ich von Regina Steinitz eine E-Mail mit dem Betreff „Traurig“. Zwi Steinitz ist am 24. August 2019 gestorben.